

A young boy with light hair and blue eyes, wearing a brown knit cap, a thick brown scarf, and a red and black plaid sweater, stands in the foreground. He is looking off to the side with a thoughtful expression. The background shows a panoramic view of a town with stone buildings and a church spire, set against a hazy, overcast sky.

RAFEL
NADAL

Die
letzten Tage
meiner
Kindheit

Roman

Inhalt

Cover	
Über den Autor	
Titel	
Impressum	
Widmung	
Zitat	
GIRONA, 1990	
Erster Teil	
1	
2	
3	
4	
5	
6	
7	
8	
9	
10	
11	
12	
13	
14	
15	
16	
17	
18	
19	
20	
21	
22	
23	

24

Zweiter Teil

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

Dritter Teil

40

41

42

43

44

Vierter Teil

45

46

47

48

GIRONA, 1990

49

Anmerkung des Autors

Über den Autor

Rafel Nadal kann besser schreiben als Tennis spielen. Der Journalist und Schriftsteller wurde 1954 in Girona geboren. Er schreibt für die Tageszeitung LA VANGUARDIA sowie für mehrere Radio- und Fernsehsender. Sein bislang erfolgreichster Roman DAS VERMÄCHTNIS DER FAMILIE PALMISANO stand zwanzig Wochen in Folge auf der spanischen Bestsellerliste und wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt.

RAFEL
NADAL

Die
letzten Tage
meiner
Kindheit
Roman

Aus dem Katalanischen von
Ursula Bachhausen

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2017 by Rafel Nadal i Farreras

Titel der katalanischen Originalausgabe: »La senyora Stendhal«

Originalverlag: Columna Edicions, Barcelona

By Agreement with Pontas Literary & Film Agency

Die Übersetzung dieses Werkes wurde gefördert
durch das Institut Ramon Llull

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Kirsten Brandt, Offenbach

Titelillustration: © getty-images/Tomas Rodriguez;

© roroto12p/shutterstock

Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde

eBook-Erstellung: Olders DTP.company, Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-5610-6

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Für Jordi, Rubèn und Raquel

Vielleicht habe ich dieses Buch geschrieben, um Worte, Erinnerungen zu hinterlassen, die die Menschen in die Lage versetzen, eine Wiederholung der Geschichte mit ihrer gnadenlosen Anziehungskraft der Gewalt zu verhindern. Vielleicht aber auch nur, um zu bekunden, welchen Prüfungen ich in einem Alter standhalten musste, in dem ein Heranwachsender über den Tod und das Böse nur das weiß, was er in Büchern findet.

Elie Wiesel
Vorwort zur katalanischen Auflage von
La Nit (Die Nacht)

GIRONA, 1990

Ursprünglich hatte ich das Antiquariat bloß betreten, um mich vor dem Regen in Sicherheit zu bringen, doch als ich wieder herauskam, hielt ich einen Schatz in den Händen.

Über Gironas Altstadt ging eine Sintflut nieder. Die von den Ziegeldächern herabstürzenden Wassermassen brachten die Kanäle zum Überlaufen und ergossen sich in Strömen von der Placeta de l'Institut Vell die Carrer de la Força hinab. Mein Mantel troff, und meine Schuhe waren pitschnass. Verzweifelt blickte ich mich nach allen Seiten um, doch ich konnte nirgends einen Balkon oder Hauseingang entdecken, wo ich mich hätte unterstellen können. Also rannte ich die Straße hinauf. Als ich in eine Pfütze trat, drang die Nässe bis zu meinen Strümpfen.

Ein Blitz tauchte die Kathedrale in helles Licht, und kurz darauf dröhnte die gesamte Altstadt. Der Regen prasselte noch heftiger. Ich lief weiter bis ans obere Ende der Straße und stand unversehens im Eingang von Cortés' Antiquariat. Endlich im Trockenen schüttelte ich mich wie ein nasser Hund und drückte die Tür auf.

Im Laden schlug mir ein infernalischer Lärm entgegen. Unter lautem Lachen flatterten zwei Japanerinnen, ein uraltes Weiblein und eine junge Frau, zwischen den Stapeln alter Bücher und Zeitschriften umher. Überschwänglich hüpfen sie von einem Bein aufs andere, tanzten und juchzten, bis ihnen vor Lachen fast die Luft ausging, dann fielen sie einander in die Arme, und das Ganze fing von vorne an. Sie konnten sich gar nicht mehr beruhigen. Der Antiquar hatte mein Eintreten nicht bemerkt. Strahlend beglückwünschte er die beiden Japanerinnen, die mit ihren

hochroten Köpfen aussahen, als stünden sie kurz vor einem Herzanfall.

Da mir niemand Beachtung schenkte, verzog ich mich diskret in die Ecke mit den alten Postkarten und verschanzte mich hinter den Kästen, die der Buchhändler nach Themen und Ortschaften geordnet hatte. Achtlos ließ ich die Fotos und Ansichtskarten durch die Finger gleiten, weil ich meinen Blick nicht von den Japanerinnen abwenden konnte. Gerührt und mit Freudentränen in den Augen fielen die beiden Frauen einander abermals in die Arme. Nach einer ganzen Weile drückte ihnen der Antiquar unter tiefen Verbeugungen, die der Übergabe einen feierlichen Anstrich verleihen sollten, einen Umschlag in die Hand. Die Frauen bezahlten, und bevor sie in den Regen hinaustraten, drückten sie zu meiner wachsenden Verblüffung auch ihn an die Brust. Noch nie hatte ich eine Japanerin einen Fremden mit einer solchen Selbstverständlichkeit umarmen sehen. Cortés begleitete die beiden zur Tür und winkte ihnen nach, bis sie auf ihrem Weg die Straße hinab, unter zwei roten Regenschirmen, verschwunden waren.

Schmunzelnd trat Cortés zurück in den Laden. Mit einem ungläubigen Kopfschütteln setzte er sich und machte sich daran, die aussortierten Postkarten einzusammeln, die auf der Verkaufstheke liegen geblieben waren. Plötzlich schrak er zusammen. Er hatte mich hinter den Schachteln mit den alten Ansichtskarten entdeckt. Es hätte nicht viel gefehlt, und er wäre von seinem Hocker gefallen.

»Donnerwetter, Lluc, bist du schon lange da? Ich habe dich nicht hereinkommen sehen.«

»Lange genug, um die Sache mit den Japanerinnen mitzubekommen. Was hatte das denn zu bedeuten?«

Die beiden japanischen Touristinnen, Großmutter und Enkelin, waren in den Laden gekommen, um sich alte Postkarten anzuschauen, ein Ritual, dem sie offenbar schon seit Jahren frönten: Wo auch immer sie auf ihren Reisen

hinkamen, verbrachten sie viele Stunden damit, nach alten Postkarten aus Japan zu suchen, stets voller Hoffnung, eine ganz bestimmte Ansicht ihrer Heimatstadt Nagasaki vor der Zerstörung durch eine der beiden amerikanischen Atombomben am Ende des Zweiten Weltkrieges zu finden. Erfolglos hatten sie Antiquariate in der halben Welt durchstöbert, bis sie an diesem Nachmittag, in einer Ecke des Globus, in der sie es am wenigsten erwarteten, die ersehnte Karte aufgespürt hatten. Sie hatten ihr Glück kaum fassen können!

Aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz war den beiden Japanerinnen ein Satz mit fünf unbeschriebenen, neuwertigen Schwarz-Weiß-Postkarten in die Hände gefallen, die alle dasselbe Motiv zeigten. Auf den Karten waren eine breite Straße in Nagasaki und die Fassaden zweier Wohnhäuser zu sehen, wie sie in den zwanziger Jahren ausgesehen hatten, lange vor dem Krieg. In der unteren Ecke des Bildes konnte man rechts neben dem ersten Gebäude deutlich eine Toreinfahrt für die Warenlieferungen sowie eine ausladende Markise aus Segeltuch erkennen, die vor einem großen Lebensmittelladen Obst- und Gemüseketten vor Sonne und Regen schützte. Das Geschäft hatte der Familie der beiden Frauen gehört, die soeben das Antiquariat verlassen hatten. Vor dem Laden standen zwei Gestalten Hand in Hand und posierten für die Kamera: eine Frau mittleren Alters und ein kleines Mädchen, die Tochter, aus der inzwischen ebenjene japanische Großmutter geworden war, die an diesem Nachmittag in Cortés' Antiquariat in Gironas Altstadt ihrer Freude so überschwänglich Ausdruck verliehen hatte. Die Markise und der Laden, die auf den Postkarten abgebildet waren, erstreckten sich weit über das erste Wohnhaus hinaus bis ins Erdgeschoss des Nachbargebäudes. Die Detonation der Atombombe am 9. August 1945 hatte beide Häuser in Schutt und Asche gelegt und jede Spur des ungewöhnlichen Grundrisses

ausgelöscht. Beim Wiederaufbau der Stadt hatten dann einflussreiche Nachbarn der Familie den Besitz streitig gemacht. Ohne Pläne und Fotos der ursprünglichen Gebäude hatten sie nie einen Beweis für ihren Anspruch erbringen können und ihre Rechte daran verloren. Die Ansichtskarten, die die beiden Frauen an diesem Tag in Girona entdeckt hatten, weckten in ihnen neue Hoffnung. Fünfundvierzig Jahre nach der furchtbaren Explosion hielt die Familie der Ladenbesitzer nun erstmals ein Beweisstück in Händen, um ihr Besitzrecht an dem Grundstück geltend zu machen.

Wie die fünf Postkarten der japanischen Stadt letztlich in Katalonien gelandet waren, blieb ein Rätsel. Und ein ebensolches Mysterium war, wieso es die beiden Frauen ausgerechnet in das Antiquariat von Cortés verschlagen hatte, dem der scheinbar uninteressante Satz Karten ein paar Monate zuvor bei der Auflösung der prächtigen Altbauwohnung einer französischen Familie im Eixample-Viertel von Barcelona in die Hände gefallen war.

Der Bericht des Antiquars ging mir unter die Haut. Mit neu erwachter Aufmerksamkeit machte ich mich abermals daran, die Kästen mit den alten Postkarten zu durchforsten. Für meine Sammlung legte ich zwei Aufnahmen aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts zur Seite, die Dörfer an der Küste zeigten, beide mit einer blühenden Agave im Vordergrund und einem ausgedehnten Steinbrechteppich ringsum. Eine Serie von Schwarz-Weiß-Fotografien zeigte Frauen, die vor einer der Fabriken in der Gegend des Baix Empordà oder Selva Wein- und Sektkorken sortierten. Dann fiel mir eine Postkarte ins Auge, auf der in der Ferne mein Dorf zu Füßen der Guilleries zu sehen war, mit den schneebedeckten Gipfeln der Pyrenäen im Hintergrund. Als Letztes öffnete ich eine Schachtel, die randvoll war mit Postkarten von Landstraßen. Ich blätterte durch Bilder von Berg- und Küstenstrecken, von Straßen, die sich wie Flüsse durch die Täler schlängelten, und anderen, die auf

geradem Wege die weiten Ebenen des Landes durchmaßen, von asphaltierten Fernstraßen und Schotterpisten aus Kieseln oder vulkanischem Gestein, von Straßen, die sich schnurgerade durch Maisfelder zogen oder als verschlungene Waldpfade zu den Pässen des Hochgebirges emporklommen.

Und dann erblickte ich plötzlich die Landstraße mit den Bäumen. Das Schwarz-Weiß-Foto war gestochen scharf, und es bestand kein Zweifel: Diese Landstraße war unverwechselbar. Im Vordergrund lag die pfeilgerade Platanenallee, die zwischen den Baumschonungen hindurchführte. Dahinter kamen die Abzweigung zum Dorf, der Kanal, die Stelle mit dem Badesee und schließlich die ersten Kurven, die zwischen Eichen und Steineichen in die Berge hinaufführten. Ich stieß einen Freudenschrei aus, und Cortés zuckte zusammen.

»Was ist?«

»Diese Buchhandlung wurde von einem Engel berührt«, erklärte ich andächtig.

Ich bezahlte die Postkarten und trat hinaus auf die Straße. Nun, da ich das Antiquariat verließ, beherrschte mich nur ein einziger Gedanke: Ich musste den kostbaren Fund Senyora Stendhal zeigen. Bevor ich mich auf den Heimweg machte, würde ich also in der Wohnung an der Plaça de Sant Agustí vorbeischaun.

Der Wolkenbruch wollte kein Ende nehmen. Ich steckte den Umschlag mit den Postkarten in die Innentasche meines Mantels und eilte, ungeachtet des Unwetters, die Straße hinab. Unterwegs war keine Menschenseele zu sehen. Die Touristen waren wie vom Erdboden verschluckt, und die an Überschwemmungen gewöhnten Einheimischen standen zu Hause hinter den Fenstern und bäugten sorgenvoll den Regen. An der Treppe bei der Alten Post wurde der Sturzbach, der die Carrer de la Força hinabrauschte, zum Wasserfall, und ich spürte erneut, wie die Nässe in meine Schuhe drang. Unbeirrt hastete ich

weiter. Auf der Sant-Agustí-Brücke attackierte mich der vom Wind gepeitschte Regen von der Seite. Der Wasserstand des Onyar streifte schon die verglasten Veranden der Häuser. Als ich endlich die Arkaden der Plaça de Sant Agustí erreicht hatte und ins Trockene trat, sah ich, wie hinter dem letzten Bogen in einer Touristengruppe, die soeben in einen Reisebus stieg, zwei rote Regenschirme zusammengefaltet wurden.

Das Restaurant Stendhal lag im Halbdunkel, und ein Kellner, der hinter der Theke Gläser abtrocknete, teilte mir mit, Senyora Stendhal sei zur Plaça de Sant Pere gegangen, um Maria einen Besuch abzustatten. Ich eilte die Treppen hinauf und betrat die Wohnung. Senyora Stendhal hatte die Wohnzimmervorhänge zur Seite geschoben und sämtliche Rollläden hochgezogen. Das Unwetter über der Altstadt auf der anderen Flussseite bot einen spektakulären Anblick. Voller Ungeduld, die Postkarte genauer betrachten zu können, holte ich die Lesebrille aus dem Schreibtisch, kehrte dem Platzregen, der auf die Ziegeldächer der mittelalterlichen Stadt niederging, den Rücken und ließ mich in einen Sessel sinken. Ich holte die Ansichtskarte der Landstraße mit den Bäumen aus der Tasche und hielt sie unter Senyora Stendhals Leselampe auf dem Beistelltischchen. Eingehend musterte ich die Abbildung, und als ich darauf das kleine weiße Haus entdeckte, erfasste mich eine Welle von Heimweh. Es sah genauso aus, wie ich es in Erinnerung hatte. Umgeben von Bäumen lag es auf der rechten Seite der schnurgeraden Platanenallee, die über die Abzweigung zum Dorf hinaus bis zum Fuß der Berge führte. Die Rosenstöcke beiderseits der Haustür, die ein Kiesweg mit der Landstraße verband, waren klar und deutlich zu erkennen. Hinter dem Haus waren der Brunnen und der majestätische Kirschbaum, der den Nutzgarten beherrschte. Das Foto musste irgendwann im September aufgenommen worden sein, denn die Bäume

verloren schon die ersten Blätter, und unter den Platanen lag bereits reichlich trockenes Laub.

Erster Teil

Das Haus an der Landstraße
mit den Bäumen

Im Dorf hatte die göttliche Ordnung zwei Vertreter: Sabater und Ros. Antònio Sabater und Pere Ros, die beiden Großgrundbesitzer der Gegend, teilten sich die Hälfte der Ländereien, wechselten einander im Bürgermeisteramt ab, legten Recht und Gesetz aus, wie es ihnen passte, und sicherten sich so die Kontrolle über das Dorf. Nur diese beiden durften dank eines verbrieften Nutzungsrechtes Wasser aus dem Kanal, der das Elektrizitätswerk der Familie Ribot speiste, zu ihren Feldern und Schonungen leiten. Isidre Ribot war der Einzige, dessen Vermögen noch größer war als das ihre, doch er lebte in der Stadt und interessierte sich nur am Rande für die Angelegenheiten des Dorfes. Und so konnten Sabater und Ros nach Gutdünken schalten und walten. Hätten sie gewusst, dass der Großvater ihnen Wasser stahl, hätten sie seine Bäume ausgerissen und ihn einsperren lassen. Aber der Großvater hatte keine Angst vor ihnen. Wenn er sah, dass seine Pappeln aus Wassermangel ihre Blätter abwarfen, schlich er sich nachts zum Kanal und zweigte etwas von dem kostbaren Nass zu seinem kleinen Wäldchen ab.

Der Sommer 1942 war ungewöhnlich trocken und heiß gewesen. Jeden Nachmittag blickten wir zum Himmel hinauf und flehten die Gewitterschauer herbei, die gewöhnlich Ende August niedergingen, in diesem Jahr aber ausblieben. Doch alle Gebete waren umsonst.

»Wenn es jetzt nicht regnet, bekommen wir bis nach dem Patronatsfest nicht einen Pilz zu sehen«, behauptete der Großvater mit dem für ihn üblichen Nachdruck. Später,

in der Nacht, ging er dann fort und kehrte erst im Morgengrauen wieder heim.

Schon seit drei Nächten stahl er sich hinaus. In unserer gemeinsamen Kammer stellte ich mich schlafend, doch sobald ich die Küchentür, die in den Gemüsegarten führte, ins Schloss fallen hörte, stand ich auf und schaute ihm aus dem Fenster nach, wie er auf die Bäume zuging und in Richtung Kanal verschwand.

Wie immer sollte der Großvater recht behalten. Zur Feier des Patronatsfests gab es tatsächlich nicht einen mickrigen Pilz zum Festschmaus. Stattdessen kamen in diesem Jahr in den Schmortopf reichlich Knoblauchknollen, viele kleine Zwiebeln, Karotten, Tomaten und ein Huhn, das wir erst im allerletzten Moment auf dem Hof der Familie Xapo gekauft hatten, um die Illusion aufrechtzuerhalten, wir hätten etwas zu feiern. Es war der zweite Sonntag im Oktober. Vor gut zwanzig Tagen hatte die Schule begonnen, und ich fand diesen scheinbar nie enden wollenden Sommer einfach herrlich.

Zum ersten Mal seit dem Tod meiner Mutter besuchte ich nicht das Internat, sondern die Dorfschule. Dort fühlte ich mich auf Anhieb pudelwohl. Jeden Morgen brachte mich Dani auf dem Motorrad, das er in geduldiger Kleinarbeit zusammengebastelt hatte, wenn in der Werkstatt sonst nichts zu tun war, ins Dorf. Unterwegs umklammerte ich seine Taille und drückte, wenn es windig war, die Nase in seine schwarze Lederjacke. Und sobald wir dort ankamen, überquerte ich strammen Schrittes den Schulhof, und war mir nur zu bewusst, dass ich alle Blicke auf mich zog.

Mein Einstieg an der Schule hätte nicht besser verlaufen können. Der Oktober war noch nicht ganz zu Ende, und schon hatten mich die Jungen zu ihrem Anführer gewählt. Aber ich machte mir nichts vor. Ich wusste nur zu gut, dass mir diese Ehre nur zuteilwurde, weil ich mit dem Motorrad kam und weil Dani es war, der mich brachte. Er besaß in der Schule noch immer einen legendären Ruf, und

seit er für alle vollkommen überraschend abgegangen war, um sich in der Dorfwerkstatt als Mechaniker zu verdingen, war der Mythos um ihn noch gewachsen. Genau genommen war der Wortführer der Schule also der Junge, der auf Danis Motorrad kam.

Jeder Morgen verlief nach dem gleichen Muster. Zum ersten Mal, seit meine Mutter an jenem vermaledeiten letzten Kriegstag gestorben war, sprang ich glücklich aus dem Bett. Ich hockte mich auf die alte Küchenbank und wartete, bis Dani mit seiner schwarzen Lederjacke und der deutschen Motorradfahrerhaube, die er eines Samstags auf dem Markt in der Stadt gekauft hatte, herunterkam. Wir frühstückten gemeinsam, er ein Glas Wein und Tomatenbrot mit Speck, ich warme Milch und geröstetes Brot mit Marmelade. Im September hatten wir Brombeermarmelade und Gelee aus Honig- und Wassermelone eingekocht, während wir vergeblich auf den Regen warteten. Senyora Stendhal, Danis Mutter, besaß ein ausgesprochenes Händchen in der Küche. Nicht umsonst sagten die Männer, die immer zum Essen kamen, zu ihr: »Annie, dich sehen wir mit Sicherheit irgendwann am Herd eines Restaurants in der Stadt.«

»Dafür Sorge ich schon, und zwar bedeutend früher, als ihr meint«, gab ihnen Dani jedes Mal zur Antwort.

So redete er immer. Er strahlte eine ungeheure Selbstsicherheit aus und hatte mir damit darüber hinweggeholfen, dass meine Mutter nicht mehr da war.

Auch der wohlige Duft von Danis Mutter, der mir jeden Morgen in die Nase stieg, wenn sie sich an der Tür des kleinen weißen Hauses von uns verabschiedete, bevor wir auf dem Motorrad davonfuhren, gab mir das Gefühl, zu Hause zu sein. Ich saß schon auf dem Rücksitz, wenn ich meine Arme um Senyora Stendhals Taille schlang und den Kopf an ihre Brust lehnte, während sie mir mit der Hand das Haar zerzauste und über die Wange strich. Dann hob sie mein Kinn an und gab mir einen Kuss auf die Stirn.

Jedes Mal, wenn das Motorrad losfuhr, war ich noch einen Moment ganz benommen, bis der Fahrtwind, der zwischen den Alleebäumen hindurchpiff, meine Lebensgeister weckte. Dann krallte ich mich an Danis Lederjacke fest, legte den Kopf in den Nacken, um den Lufthauch im Gesicht zu spüren, und sah zu, wie die Platanen blitzschnell vorüberzogen. Sie zerteilten die Felder in einzelne Abschnitte, wie bei den Bildern der alten Stummfilme, die sonntags im Gemeindesaal der Pfarrei gezeigt wurden und uns immer zum Lachen brachten.

Die ganze lange, schnurgerade Platanenallee saß ich so da, mit dem Kopf im Nacken und dem Wind im Gesicht, bis wir drei Kilometer weiter bergab die Kreuzung erreichten und die Abzweigung nach rechts in Richtung Dorf nahmen. Am Ortseingang, an der Ecke der Carrer de l'Església, die zum Dorfplatz führte, drosselte Dani das Tempo, setzte ein strahlendes Lächeln auf und grüßte die Bäckerstochter mit den langen Zöpfen. Dann gab er wieder Gas und hielt erst kurz vor dem anderen Ende des Dorfes erneut an, wo er mich vor dem Schultor absteigen ließ.